flitz zaghafte, zweifelnde Leute, die der Vollmachtsgebung etwa sonst nicht trauen. An und für sich gibt's keine bestimmte Formvorschrift für die Erklärung, ein anderer — hier also die Ehefrau — habe die Macht, uns nach jeder Richtung zu verpflichten; nein, es genügt sogar, wenn man uns bloß mündlich hierzu ermächtigt. Aber sicherer geht man eben, wenn man sich zu Hause aufbewahrt, was man sich, zur Ueberführung der Zweifler, vorher schwarz auf weiß geben ließ.

Der Inhalt der Vollmacht kann nun, ganz den Wünschen des Ausstellers entsprechend, absolut verschieden sein. Der Landwirt beispielsweise kann also, wenn er will, seine Frau bloß zu einem bestimmten Rechtsgeschäft, etwa zum Abschluß eines Kaufgeschäfts in Kartoffeln, oder zur Anstellung von Arbeitern, ermächtigen. Es ist klar, daß die Frau sich dann nach dem Umfang der ihr erteilten Ermächtigung richten muß. Läßt sich jemand mit ihr auf weitergehende Geschäfte ein, nun, dann tut er das auf sein Risiko und hat damit zu rechnen, daß der Mann später alle Abschlüsse wieder umstößt. Es wird sich indessen wohl selten jemand finden lassen, der mit einer Ehefrau über die ihr in der Vollmacht verbrieften Befugnisse hinaus Verträge eingeht.

Die Fülle von Zutrauen in die große Geschäftstüchtigkeit der Frau vermag dieser aber auch Generalvollmacht zu bescheren: die Gattin ist dann zur Vornahme sämtlicher Rechtshandlungen für den Mann imstande. Verfügt eine Ehefrau über ein solches Vollmachtsdokument, nun so wird niemand, dem der Mann zu Geschäftsabschlüssen gut und sicher genug ist, zögern, das Geschäft auch mit seiner Vertreterin, der Ehefrau, einzugehen, berechtigt und verpflichtet doch der Handel den Ehemann als von der Frau Vertretenen genau so, als wenn er ihn selber abgeschlossen hätte. Frauen mit Generalvollmacht des Gatten können also — um die Größe ihrer Befugnisse mit ein paar Beispielen zu belegen— sich Geld durch Kündigung einer Hypothek verschaffen, Darleben aufnehmen, Geschäftsinventar kaufen, Personal einstellen und entlassen, und was dergleichen tief in das Wirtschaftsleben einschneidende Rechtsakte mehr sind; kurz, sie, die Vollmachtsträgerin kann das Erwerbsgeschäft fest an den Zügeln halten, sie kann es hegen und pflegen, wie es der Mann selber nicht besser vermocht hätte.

Aber wem solche Vollmacht nicht beschieden ist, und wer sie sich bei der Ferne oder der Unbekanntheit des Aufenthaltsortes des Mannes nicht beschaffen kann? Muß eine solche beklagenswerte Frau zusehen, wie alles drüber und drunter geht? Nein, auch ihr blüht ein Trost. Die Vermögensangelegenheiten eines vom Dienste fürs Vaterland längere Zeit Haus und Beruf entzogenen Mannes werden über kurz oder lang der Fürsorge dringend bedürfen. Abwesende aber, die an der Rückkehr und Besorgung ihrer Vermögensangelegenheiten verhindert sind, bekommen, sie vor Schäden zu bewahren, von Rechts wegen einen Pfleger. Das Fürsorgebedürfnis, von dem die Pflegschaft abhängt, darf aber wohl meist als vorhanden angesehen werden. Geschähe bis zur Rückkehr nichts, würde nichts repariert, würde nichts angeschafft, abgeschlossen, nichts verkauft, so würde eben der Vermögensstand in kurzem schmählich zurückgehen. Im Rahmen des Schutzbedürfnisses wird dem Abwesenden also ein Pfleger vom Vormundschaftsgericht bestellt. Soweit aber dem Pfleger die Fürsorge übertragen ist, steht ihm auch die gesetzliche Vertretung des Abwesenden zu. Der Frau, die dies gewichtige Amt mit den nötigen Machtbefugnissen beschenken würde, sei zum Trost verraten, daß der Ehegatte noch vor den Eltern des im Kriege oder in der Gefangenschaft befindlichen Gemahls bestellt werden darf. Sie braucht sich dieserhalb nur an ihr Amtsgericht zu wenden.

Die Pariserin im Kriege.

Wie wenig die Pariser Frauen von dem Ernst der Situation durchdrungen sind, in der sich Frankreich zurzeit befindet, das erfährt man aus einer Skizze, die Franz-ois Fehrey im Pariser „Excelsior" veröffentlicht. Die Skizze schildert im Ton einer satirischen Plauderei die ganze Oberflächlichkeit und den Wankelmut der Pariser Frauen der oberen Stände, denen der Krieg mit seinen harten Notwendigkeiten nur eine unleidsame Störung ihres nichtsnutzerischen Lebens bedeutet. Es heißt da:

„Ihr Koffer war zur Hälfte gepackt; sie war aufgeregt, als sie rasch und nervös ausrief: „Geben Sie mir doch endlich einen Rat! — Soll ich bleiben oder soll ich reisen?" Bei diesen Worten schraubte sie ihre elegant emaillierte Tropfenflasche aus ihrem Necessaire zu.

„Bereit, auf alles einzugehen, antwortete ich: „Wenn Sie sich für einen überflüssigen Esser halten, so reisen Sie nur! Wenn Sie aber glauben, daß Sie hier nützen können, so bleiben Sie lieber."

„Reisen, Bleiben! Was soll ich tun? Sie sind wirklich unausstehlich! Selbstverständlich bin ich Mitglied eines Vereins zur Pflege der verwundeten Soldaten, aber meine sämtlichen Freundinnen gehören auch diesem Verein an. Und alle sind, ohne Ausnahme, abgereist. Hören Sie, mein Herr, alle!"

„Nun, so reisen Sie doch auch!"

„Ja, aber die Reise soll so entsetzlich lang sein. Wann werde ich ankommen, und in welchem Zustande? Wird es acht Tage dauern? Nur um von Paris nach Orleans zu kommen, soll man 18 Stunden brauchen. Und man muß dazu noch den einfachsten Komfort entbehren. Stimmt das nicht?"

„Sicherlich!"

„Also ich reise nicht. Ich bleibe lieber hier. Aber — wenn ich bleibe, werden Sie es denn auf Ihre Verantwortung nehmen... wenn sie mich totschlagen?"

„Wer denn?"

„Hören Sie doch endlich auf, sich über eine arme Frau lustig zu machen, die der Brutalität der preußischen Soldaten gegenüber gänzlich wehrlos ist. Sie sind ohne Mitleid. Sie haben kein Herz. Das habe ich überhaupt schon lange geahnt. Heute habe ich die Beweise in meiner Hand."

„Aber hören Sie doch, liebe Freundin! Beruhigen Sie sich ein wenig! Sie sind doch nicht von sofortigem Tode bedroht! Wir sind ja noch nicht einmal belagert. Und wer weiß, ob wir es jemals werden."

„Morgen! Morgen! Morgen werden wir belagert! Eine Million Soldaten stürmen unsere Forts!"

„Ja, aber Sie vergessen..."

„Was denn?"

„... die französische Armee!"

„Die französische Armee? Sie sind wirklich großartig. Existiert denn überhaupt eine französische Armee?"

Ich muß zugeben, daß ich jetzt anfing, nervös zu werden. Es gelang mir aber, mich zu beherrschen und ich tat das einzig Vernünftige in diesem Augenblick: ich schwieg. Sie hingegen fuhr fort: „Soeben habe ich einen Besuch empfangen, den Besuch eines Herrn, der mir versicherte, daß wir verloren sind. Bei der Infanterie gibt es nur ein Gewehr für zwei Mann, und bei der Kavallerie ein Pferd für sieben Reiter. Stellen Sie sich das vor! Und auf der Karte hier hat er mir den Weg gezeigt, den die Deutschen eingeschlagen haben. Dieser Herr ist schon heute abgefahren."

„Dieser Herr ist verrückt!"

„Und das sagen Sie mir? Er hat mir wenigstens einen guten Rat gegeben: Machen Sie, daß Sie fortkommen, begeben Sie sich so schnell wie möglich aus Paris heraus."

„So, Sie fahren also. Nun, fahren Sie sobald wie möglich."

Dies Gespräch fand zu einer Stunde statt, in der die Panik wegen der drohenden Ankunft der Deutschen ihren Höhepunkt erreicht hatte. Meine Freundin begab sich also wirklich fort, mit dem Ergebnis, daß sie jetzt sehr gern wiederkommen möchte. In ihrem letzten Brief an mich schreibt sie nämlich:

„Mein lieber Freund! Ich komme vor Langeweile und vor Kälte einfach um. Das Meer ist bei diesem unaufhörlich strömenden Regen furchtbar; und außerdem ist es feucht, wohin man auch nur den Fuß setzt. Es ist fast unmöglich zu heizen. Oefen sind kaum vorhanden, und die wenigen, die da sind, qualmen natürlich. Da mein Gepäck nur 60 Pfund wiegen durfte — denken Sie sich, wie lächerlich! — habe ich schon lange nichts mehr zum Anziehen. Ich armes, verkrorenes Weib! Schreiben Sie mir doch ja, ob ich zurückkommen kann, oder ob ich ein paar Tage warten muß, damit es nicht den Anschein hat, als ob ..."? Sie verstehen mich schon. Wenn ich aber bleibe, werde ich von dem furchtbarsten Rheumatismus befallen. Geben Sie mir um Gotteswillen einen guten Rat!"

Diese Pariser Schilderung läßt charakteristische Schlüsse auf die herzeitige Verfassung der französischen Frauen zu.

Das Wachstum von Brust- und Flaschenkindern im ersten Lebensjahr.

Das mittlere Gewicht der neugeborenen Kinder ist nicht nur bei den verschiedenen Rassen, sondern auch bei den einzelnen Völkern nicht gleich, aber die Abweichungen sind lange nicht so groß wie die individuellen Schwankungen. So ist in Frankreich ein mittleres Gewicht von 3¼ und in den Vereinigten Staaten ein solches von 3,1 Kilogramm festgestellt worden. Außerdem gilt die Regel, daß Kinder weiblichen Geschlechts im Durchschnitt etwas weniger wiegen als Knaben. Ungefähr dasselbe gilt von der Körperlänge, für die ein Mittel von 50 cm angenommen wird. Nach Messungen an 500 Knaben und ebensovielen Mädchen mit einem Körpergewicht von mindestens 2½ und höchstens 4 Kilogramm wurde ein mittlerer Unterschied von 5 cm zwischen beiden Geschlechtern festgestellt. Zwei französische Forscher, Variot und Filniaux, haben kürzlich der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Arbeit eingereicht, in der sie mit großer Sorgfalt das Wachstum der kleinen Kinder während des ersten Lebensjahres beobachtet haben, um den etwa vorhandenen Unterschied in der Wirkung der künstlichen Ernährung festzustellen. Durchschnittlich steigt das Gewicht bis zum Ende des 12. Monats von 3500 auf 8950 Gramm, die Körperlänge von 50 auf 70 cm. Um zuverlässige Ergebnisse zu erhalten, wurden bei den Untersuchungen alle aus irgend welchem Grunde im Wachstum behinderten Kinder ausgeschaltet. Die anderen wurden in drei Gruppen geteilt, in solche mit reiner Brustnahrung, solche mit gemischter und endlich solche mit reiner Flaschennahrung. Entgegen den früheren Anschauungen hat sich herausgestellt, daß im Gewicht und der Größe der Jährlinge ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden entgegengesetzten Ernährungsarten nicht zu ermitteln war. Die Voraussetzung dafür ist freilich, daß für die künstliche Nahrung die beste Milch und die vollkommenste Art ihrer Behandlung gebraucht wird. Die armen Kinder, die in der vorzüglichen Wohltätigkeitsanstalt der sogenannten „Milchtropfen" in Paris aufgezogen werden, weisen in den ersten Monaten fast immer einen recht betrübenden Zustand auf; der aber durch die gute und sorgsame Ernährung gewöhnlich noch im Laufe des ersten Jahres überwunden wird. Das in dieser Anstalt erzielte Ergebnis übertrifft sogar den Durchschnitt, indem die Kinder beider Geschlechter am Ende des ersten Jahres im Mittel eine Körperlänge von 71,7 cm und ein Gewicht von 9 Kilogramm erreichten.

Knackmandeln.

Lösung des Reihenrätsels aus Nr. 41:
Der Fels, das ist die Liebe, worauf ist gut zu bau'n,
Wo Lieb' im Hause waltet, ist Eintracht und Vertrau'n.
Und mag' im Sturm erzittern weithin die bange Welt,
Das Haus ist fest begründet, das Haus ist wohl bestellt.

Richtige Lösungen gingen ein 35. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 38. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Fritz Dietz, Margarete Mengebier, A. Funke, Oskar Hanke, Felix Gudian, Anna Gente, H. Kanlos, Ella Lemmer, Cl. Beßler, Werner Filmer, Frau Margarete Hademacher, Marta Koch, Fritz Wehlerle, Herm. Meriens, Kurt Linke, Frau E. Sagsfeld, W. Thiele, M. Fiank, Marta Worbs, Otto Trümpler, Erna Benjamin, Artur Hartnuß, Rudolf Hölzlich, Bilschel, Klara Löwenberg, Fritz Schurig, Gunni Lehmann, Frau Martin Pätzold, Artur Wittmann;

von auswärts: Paul Flinzer, Wildenau, Gertrud Gähler, Lettin, Paul Malik, Kelbra, Walter Lehmann, Zörbig, Karl Beiseele, Dessau.

Die Prämie:
Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke,
entfiel auf **Paul Malik, Kelbra.**

Geographisches Kapselrätsel.

1. Emilie sah die Freundin traurig an.
2. Die neue Dampfmaschine funktioniert nicht.
3. Die hübsche Base lachte den schüchternen Vetter aus.
4. Unser Landaufenthalt war nur kurz.
5. Der junge Schulmeister hielt eine fulminante Strafpredigt.
6. Diese Villa im Schweizer Stil möcht ich kaufen.
7. Dieser Hut, rief Emma, ach, entzückend würde er mich kleiden.

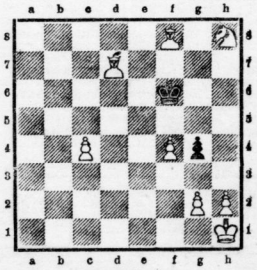
In jedem der vorstehenden Sätze ist der Name einer Stadt versteckt (wie Warschau in: es war schaurig . . .). Werden die versteckten Namen nach den Ländern geordnet, in denen die Städte liegen, und zwar: 1. Schweiz, 2. Rußland, 3. Holland, 4. Spanien, 5. Bayern, 6. Preußen, 7. Württemberg, so ergeben die Anfangsbuchstaben den Namen einer großen Stadt in Mitteleuropa.

Prämie: Onkel Toms Hütte von Harriet Beecher Stowe.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Bierzüger.



Weiß. (8+2)

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 41.

Selbstmatt.

1. Te2—a2 1. h2—h1S
2. Sd1—b2 2. Sb1—f2 matt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 42 | **Halle a. S., Sonntag, den 18. Oktober** | **1914**

Wir Mütter!

Wer ist so stolz wie wir in der Welt?
Unsere Söhne zogen hinaus ins Feld,
Für Kaiser und Reich, zu Trutz und Wehr,
— Deutschlands Blüte für Deutschlands Ehr' —
Zu steh'n oder fallen — wie's Gott gefällt.
Jeder Jüngling ein Mann, jeder Mann ein Held! —
Daß Gott ihnen gnädig sei!
— Meiner ist auch dabei.

Wir wissen alle, es mußte sein,
Wir tragen's tapfer und schicken uns drein;
Nur manchmal — so im Vorübergehen —
Bleiben wohl zwei zusammen stehen;
Mit Augen, von heimlichen Tränen verbrannt.
Reichen sie sich die zitternde Hand —
Da bricht's aus der Brust wie ein Schrei:
— „Meiner ist auch dabei!"

O Zeit so hart! — o Zeit so groß!
Wir alle tragen daß gleiche Los.
Ein eing'ger Gedanke mit uns geht,
Ein Glaube — ein Hoffen — ein Gebet:
„Herrgott laß Deutschland nicht verderben,
Für das unsere Söhne bluten und sterben!" —
Herr, höre der Mütter Schrei! —
— Meiner ist auch dabei!

Und vor mir steigt's auf — eine Vision:
Ich höre den Sturm der Glocken schon,
Trommelwirbel und Hurraruf —
In Rosen versinkt der Rosse Huf.
Von Siegesgeläut die Luft erdröhnt
Sie kommen, sie kommen! — Lorbeergekrönt,
Von Jubel umbraust, von Fahnen umwallt,
Und über die deutschen Lande schallt
Ein einziger jauchzender Schrei:
— Und meiner ist auch dabei!

T. Resa.

Aus dem „Fliegenden Blättern".

Viktoria!

Kriegs-Skizze von Felix von Rembach.

(Nachdruck verboten.)

Die kleine Stadt ist in eine grüne Ebene zwischen bewaldeten Hügeln eingebettet. Die Höhen aufwärts ziehen sich Weinberge, und unter dem Rebblaub werden die blauen und grünen Trauben von der Sonne reifgekocht. Die Stadt lebt vom Weinbau, und ihre Reben sind berühmt. Wenn die Trauben geschnitten werden, ist die Stadt versammt: Alles ist draußen in den grünen Geländen mit Messer, Butte und Wagen, und die Lasten der Trauben häufen sich. Aber wenn sonst auf den beladenen Wagen Burschen und Mädchen an Stäcken Weinlaub mit Beeren schwingend, singend ihren Einzug — ein moderner Bacchuszug — in die Stadt halten, so ist es heute draußen und drinnen still. Wohl werden die Trauben wie sonst geschnitten und alle Hände sind geschäftig bei der Arbeit, aber die Worte fliegen nur gedämpft und der Gesang ist ganz verstummt; und wenn abends die Wagen kommen, winken nicht von ihnen die von Laub umwundenen Trauben, ernst, gedrückt, still ist der Einzug und selbst die reiche Ernte freut niemanden.

Plötzlich aber kommt Leben in die kleine Stadt. Eines Morgens, gerade wie sich die Nebel vom Boden zu heben beginnen, schallt es unter taktmäßigen Schritten, und Straßen und Gassen leuchten in Rot auf. Pferdegetrappel, Trompetenstöße, Trommelwirbel, Zug um Zug — vorauf Kavallerie, die Pferde glänzen im Morgenlicht und helles Wiehern fliegt in die frische kühle Luft, die Reiter wiegen sich fast kokett in den Sätteln und nicken grüßend herab, dann folgt die Infanterie, die Gewehrläufe funkeln von der Sonne getroffen, und Trab, Trab hallt es lange, lange. Den Schluß macht die Artillerie — der Stolz, der sich bisher auf den Gesichtern in der kleinen Stadt gespiegelt hat, weicht jetzt staunender Bewunderung. Man drängt näher und mustert die Geschütze, die über das Pflaster rattern. In einem breiten, schlanken Strom liegt das glänzende Licht der Sonne auf den Läufen, die Pferde gehen wie spielend mit diesen Lasten, die den Tod zu senden bestimmt sind, die Mannschaft, verstaubt und verbrannt, liegt träg auf den Wagen, aber auf den Läufen liest man in großer Schrift: „A Berlin!"

Diese Worte lösen wie mit einem Schlag jauchzende Begeisterung aus, und wie ein Schrei erhebt es sich auf Sturmflügeln: „A Berlin!" Ja, man will Berlin — man möchte am liebsten gleich aufbrechen, vorwärts stürmen ohne Aufenthalt, bis man es erreicht und gewonnen hat. Offiziere und Soldaten werden mit Fragen bestürmt, aber niemand weiß um den Aufbruch; vorläufig bleibt man in der Stadt. Zum Schutz. Man hat allerlei von den Deutschen gehört. Dort drüben, heißt es, liegen sie, hinter der Bergwand, die, einer dunklen Riesenmauer gleich, den Horizont abschließt. Aber man wird sie bald haben, daran ist kein Zweifel. Die kleine Stadt erschrickt: so naß sind schon die Deutschen? Unmöglich, man hat doch nichts von ihnen gehört und gesehen. Ein Hauptmann erklärt dem Maire: warum. Die Deutschen sind zu schwach — und feige. Wenn sie das Rotblau sehen, kennen sie kein Halten mehr — sie laufen, laufen — darum sitzen sie hinter dem Berg, aber nicht mehr lange — denn in einigen Tagen, so hofft man, geht es vorwärts, und dann treibt man sie bis Berlin, und wieder fliegt der Ruf durch die Luft: „A Berlin!"

Die kleine Stadt schläft, ruhig und tief, sie kann es, beschützt wie sie ist. Man hält ja Wache für sie. Aber hinter dem Berg kennt man nicht den Schlummer. Da ist ein Leben wie am lichten Tag, geschäftig, aber still. Es wimmelt wie in einem Ameisenhaufen. Aber in dem Gewühl ist vollkommene Ordnung. Jeder an seinem Platz. Der Aufbruch wird vorbereitet. Patrouillen haben gemeldet, daß die Ebene frei ist. Das Ziel ist die kleine Stadt. Man hält sie für unbesetzt. Der Einmarsch der Franzosen hat sich ganz unbemerkt vollzogen. Sie sind aus dem Wald gekommen, die sie nachts durchzogen haben, und in der Frühe, gedeckt durch die Weinberge, heimlich eingerückt. Die Stadt ist ein kleines Heerlager. Jedes Haus eine Festung. Im Rathaus haben sich die höheren Offiziere eingerichtet. Alle Lichter sind verlöscht. Wieder fragt der Maire: warum? und wieder sagt man ihm: Die Deutschen haben Luftschiffe — einen Zeppelin. Der Maire bekreuzigt sich fast, er hat von ihm gehört, kennt ihn aus den Journalbildern seit dem Mai des letzten Jahres, wo er verschentlich auf französischem Boden landete, und hat von ihm eine märchenhaft phantastische Vorstellung.

„Aber wir haben doch auch Luftschiffe!" sagt der Maire.

Der Hauptmann nickt:

„Noch heut nacht steigt eins auf. Es geht zu denen da drüben."

Eine Handbewegung nach dem Berg.

Abends bewirtet die Stadt die Offiziere. Alle Honoratioren sind anwesend, der Notar klopft an sein Glas, er hält eine feurige Rede, die zum Schluß das tapfere Heer feiert. Der Oberst erwidert namens seiner Kameraden und rühmt die Stadt und ihre Gastfreundschaft — nach zwei Stunden sind nur noch die Wachen auf den Füßen. Aber der Maire hat sich noch nicht zur Ruhe gelegt, auch der Pfarrer und Notar warten — worauf? Auf die „Republik". Das ist der berühmte Aeroplan, von dem der Hauptmann gesprochen hat.

Der Himmel ist dunkel, mit dicken Wolken behangen. Nur von Zeit zu Zeit stiehlt sich ein schwaches Licht des Mondes durch ihre dichten Wände, wenn sie sich auseinander schieben. Aber rasch bedecken sie ihn wieder. Auch die Sterne haben sie verschlungen. Der Wind, der den ganzen Tag ruhig gelegen, hat sich erhoben, und pfeift im Wald, und plötzlich kommt er durch die Weinberge in die Stadt, schlägt dem Notar das Fenster aus der Hand

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191410182/fragment/page=0001

und weht dem Maire die Nachtmütze vom Kopf. Wo bleibt die „Republik"? Sie haben schon eine Stunde gewartet, die Blicke im dunklen Nachthimmel — nichts — nichts.

Aber nun vernehmen sie aus Dunkel und Höhe ein merkwürdiges Geräusch. Sie reden die Hälfte. Über ihre Augen vermögen nicht die Finsternis zu durchdringen. Sie horchen angestrengt. Das Summen und Surren wird deutlicher. Es ist wie von einem Riesenvogel, der sich auf seinen Schwingen schnell fortbewegt. Jetzt sehen sie etwas — oder meinen sie nur, es zu sehen? — durch die Stäbe gleiten, lang, einem Torpedo gleich. — Der Maire möchte am liebsten einen Freudenschrei ausstoßen. Vivo la Republique! Wenn er könnte, möchte er sich hinaufschwingen und an der Fahrt teilnehmen — die Fahrt der Tapferen, der Sieger — denn daß die Republik siegt, steht dem Maire fest. Jetzt ist das Surren zu einem Rattern und Knattern geworden. Der Maire glaubt Lichter zu sehen, klein, flimmernd, erfserbend, wiederaufflammend. Jetzt ist wieder alles vom Dunkel verschlungen, nur das Surren bleibt, der schwere Flügelschlag des Riesenvogels.

*

Aber hinter dem Berg, bei den Deutschen, hält man Wacht. Die Fliegerstation kennt keine Ruhe. Der Offizier am Telegraphen hat jetzt, zwei Uhr nachts, so klare Augen wie mittags. Jetzt knistern Funken und der Schreibhebel klappert — Striche, Punkte — die „Republik" wird gemeldet. Ein schriller Signalpfiff — Alarm in der Station! Die „Republik" soll nicht über den Berg. Man will sie abfangen oder doch zurücktreiben. Kurze Befehle fliegen durch die Luft — knappe Anweisungen — nach wenigen Minuten steht ein Doppeldecker, wuchtig, schwerfällig, vor dem Schuppen.

Schnell werden noch die Drähte und Streben geprüft. Dann nehmen Pilot und Beobachter Platz. Der Motor wird angeworfen, das Fahrzeug torkelt in mächtigen Sätzen über den Boden und schießt plötzlich mit einem letzten gewaltigen Ruck in die Höhe. Die Station versinkt in Dämmerung und Dunkel. Die Kompaßnadel weist den Weg. Immer höher geht es, jetzt werden die Kämme des Berges sichtbar als ein langer dunkler Streifen. Jetzt gleitet in ruhigem Flug der Doppeldecker über sie fort. Er hält sich im Dunkel. Der Wind treibt ihm entgegen. Das Fahrzeug hebt sich noch mehr — da tritt der Mond für einen Augenblick aus den Wolken und gibt eine rasch verschwindende Lichtbahn, aber sie hat genügt, um in der Ferne die „Republik" zu zeigen.

Das Ziel ist gefunden: Jetzt braucht es Vorsicht und Mut. Vielleicht hat der Franzose den Deutschen auch gesehen. Dann geht es auf Leben und Tod. Aber die „Republik" ahnt nicht das Nahen der „Viktoria", die pfeilschnell fliegt, steigt und fliegt. Zwei Raubvögel, die aufeinanderstoßen. Der Doppeldecker ist gelenkiger, beweglicher. Der Beobachter blickt in den unermeßlichen Raum, scharf lugend; sausend und brausend geht die Fahrt dahin.

„Wo ist die „Republik?"

Noch eine Stunde vergeht. Dann bringt das volle Diesensteuer die „Viktoria" aus ihrer Höhe. Unten liegt wie ein Flecken die kleine Stadt. Tiefer, noch tiefer senkt sich das Fahrzeug. Der Scheinwerfer leuchtet aufflammend wie ein Blitz die Erde. Der Maire, der noch immer nicht zur Ruhe gegangen ist, schrickt auf und eilt ans Fenster. Noch ein Leuchten — Surren — er blickt auf, sieht nur einen Schatten — aber von der „Viktoria" hat man genug gesehen — Geschütze und Wachen — und nun fällt etwas aus der Höhe — wie ein Stein — nicht gezielt, aber doch getroffen — der Stein zerspringt, eine Garbe sprüht auf, Splitter, Krachen — der Maire fährt zurück wie vom Blitz getroffen, schreit auf, stürzt hinaus — am Markt flammt es auf — Schreie, Stürze von Mauern, Menschen verstört. — Soldaten, Kommandorufe — jetzt Schüsse, zischend, pfeifend hinauf zur „Viktoria" — wieder fliegt Erde — da, dort — und überall, wo es aufschlägt das mit Tod und Verderben gefüllte Geschoß zur Erde — da, dort — und überall, wo es aufschlägt hinterläßt es lähmendes Entsetzen — die „Viktoria" aber ist im Luftmeer verschwunden — mit Volgas geht's dahin — sie will die „Republik" erreichen — in großer Kurve steigt sie an — da vor ihr ein Sausen — es muß der Franzose sein — er hat, wie es scheint, den Weg verloren und ist im Dunkel umhergeirrt — ein Jauchzen entringt sich Beobachter und Flieger — heiß, drauf und dran — in schnellster Spiralkurve geht es aufwärts — wahrhaftig, es ist die „Republik"

Die „Viktoria" ist jetzt wie ein Falke, der die Entfernung mißt — nun spielt der Scheinwerfer, und während er noch das feindliche Luftschiff überzuckt, fallen die Bomben — der Beobachter verfolgt sie in dem kurzen Licht — eine versenkt in der Nacht, noch eine — aber die dritte trifft — sie hat das Hinterdeck getroffen — die „Republik" aber, ohnmächtig, den Feind zu überfliegen, gleitet mit immer geringerer Schnelligkeit dahin. — Jetzt holt die „Viktoria" zu dem entscheidenden Schlag aus. Sie stößt wie ein Raubvogel, der sich der Beute sicher weiß, herab — und dann liegt der Apparat steil in der Kurve und nun fällt es mit fast mathematischer Genauigkeit herab — Bombe auf Bombe. — Die „Republik" ächzt und windet sich, bäumt sich gerade auf, von Schmerzen zerrissen, ihr Leib ist zu Tode getroffen. Die Wände hängen wie zerfetztes Fleisch um das Gestänge, die Knochen — jetzt flammt es auf — ein Riesenfeuerwerk —, dann verprasselt es im Dunkel und Nacht. — — —

Gedenktage der Woche.

16. Okt. 1777 Heinrich von Kleist *
1813 Völkerschlacht bei Leipzig.
1881 Kaiser Friedrich III *
19. Okt. 1466 Zweiter Friede zu Thorn.
1812 Napoleon verläßt Moskau.
20. Okt. Kaiser Karl VI. †
1827 Seeschlacht bei Navarino.
21. Okt. 1702 Stiftung der Universität Breslau.
1805 Seeschlacht bei Trafalgar, Nelson fällt.
22. Okt. 1520 Kaiser Karl V. in Aachen gekrönt.
1811 Komponist Franz Liszt *
1858 Kaiserin Auguste Viktoria *
23. Okt. 1641 Aufstand in Irland.
1686 Edikt von Nantes widerrufen.
1803 Tondichter Lortzing *
1862 Revolution in Athen.
24. Okt. 1648 Westfälischer Friede.
1796 Roseus dritte Tetlung.
1796 Dichter Platen *
1804 Physiker W. E. Weber, Erfinder der Telegraphie, *.

Das stärkste Geschoß.

Eine Kriegsgeschichte von Käte Lubowski.

Durch die jagenden Regenschauer der stürmischen Herbstnacht rang sich mutig eine schwarzgekleidete, hochgewachsene Frauengestalt. Ihr Ziel war der Anhalter Personenbahnhof, in dessen hinter der Sperre gelegenem Wartesaal dritter Klasse sie heute, wie schon so oft zuvor, zur Hilfe bei einem ankommenden Transport Verwundeter befohlen war. Die Schwestern und Helferinnen, die auch sie abzulösen bestimmt war, standen bereits bei ihrem Eintritt zum Gehen bereit, denn der Tag war heute schwer und anstrengend gewesen. Sie war die letzte der Ablösung und trat mit einigen Worten der Entschuldigung zu der ältesten Schwester heran: „Der Sturm hielt mich zurück, Schwester. Es war, als ob ich nicht hierher gelangen sollte."

Das ernste, stille Gesicht der anderen neigte sich auf die Brust herab.

„Wir werden heute auch Schweres erleben müssen. Die Verwundeten des ersten Garderegiments werden nämlich erwartet."

Ein glühendes Rot fuhr über das bleiche, stolze Gesicht der Neuangekommenen. Sie hatte sich zwar fest vorgenommen, sich nicht überraschen und aus der Fassung werfen zu lassen, hatte vielmehr seit einer Woche damit gerechnet, daß sie auch seinen Namen hören würde — als schwer verwundet — vielleicht sogar als tot. Und zitternd nun doch und stützte sich krampfhaft an die Lehne einer alten Bank, welche vor ihr stand.

„Der Transport ist erst um 2 Uhr nachts angesagt," begann die ältliche Schwester von neuem. „Beeilen wir uns also jetzt. Liebe Schwester Hilde, decken Sie den Tisch und richten das Backwerk her. Nachher erwärmen Sie den Kaffee, die Bouillon und den Kakao. Wir wollen uns nämlich dann noch alle, während die Flämmchen des Gasbrenners weiterzüngeln, damit die Getränke warm bleiben, ein Stündchen in die Liegestühle begeben."

Diese gütigst von einer Gönnerin geschenkten Ruhestühle aber waren schmal, hart und unbequem und knarrten sorgig bei der geringsten Bewegung, die der darin Liegende unternahm. Hilde von Westernitz hätte aber auch in dieser Sturmnacht kein Auge zugetan, wenn sie in weicher, schmeichelnder Seide geruht hätte. Ihre Gedanken liefen rückwärts. Sie wollte die Bilder, die wiederum vor ihr aufstiegen, nicht sehen; aber wie eine Schnur unauslöschlicher Erinnerungen wurde sie von ihnen gegrüßt. Und plötzlich wehrte sie sich nicht länger gegen diese Kraft. Mit geschlossenen Augen hielt sie still und durchlebte noch einmal alles.

Ihre heiße Liebe zu dem schönen, stolzen Oberleutnant des ersten Garderegiments Waldo von Kühl; sein Werben um sie, ihre angenommene Kälte, weil sie sich seiner Fernenatur nicht beugen wollte; die Gesetze absoluter Einfachheit, die er ihr gebieterisch vorschrieb, und die sie nicht als die ihren anerkannte, bis sie sich schließlich doch, bezwungen

Jahr war sie seine Braut gewesen. Hatte wohl auch des öfteren mit sich und ihrer Freude an äußerem Glanz und Vergnügen gerungen, war aber doch immer von neuem davon besiegt, bis er die Gewißheit verloren hatte. Er wollte sie einfach bezwingen. Sie sollte eine echte deutsche Hausfrau werden, wie es seine Mutter gewesen war und es seine starken, blonden Schwestern noch waren. Dagegen empörte sie sich. Sie wollte weiter der Freude leben. Eine Woche vor der Mobilmachung hatte sie ihm das geschrieben. Und er — — Kurz und hart war seine Antwort gewesen. Er gab sie frei. Sie meinte, das nicht überleben zu können, kehrte unter der ihr angetanen Schmach, erkannte dabei doch schon, daß sie nicht ohne ihn leben könne; wollte ihm schreiben, Versprechungen machen, wollte sein, wie er es sich gewünscht hatte, kam aber nicht mehr dazu; denn der Krieg wurde erklärt und am ersten Mobilmachungstage forderte er sich auch den Oberleutnant von Kühl ein. —

Nun war sie allein, denn sie lebte, längst elternlos, mit einer alten, vornehmen Hausdame zusammen, die sich willig von der Schönheit und dem Überragenden Geist ihrer jungen, reichen Herrin lenken ließ. Allein und ohne ernste Beschäftigung. Als sie nach wenigen Tagen bereits zu fühlen begann, daß sie den Verstand verlieren müsse, ginge dies unrühmliche, seiner Freuden und seines Glanzes jetzt völlig beraubte Leben weiter, trat sie als Lehrschwester in ein großes Krankenhaus ein, durcharbeitete und durchkämpfte den schweren, harten Kursus und stand nun hier auf dem Posten als eine der Tüchtigsten und Stillsten. Sie wußte nichts von ihm, den sie gelitten hatte und weiter liebte. Die Vertraulichkeiten berichteten kaum etwas über das erste Garderegiment. Und nun sollte sie heute diesen jenen sehen, die es zum Teil ausmachten.

Diese Stunde der befohlenen Ruhe verrann langsam. Sie atmete erlöst auf, als endlich das Signal ertönte, welches das Nahen des Zuges, der den Transport brachte, durch die Nacht pfiff.

Das oft gesehene Bild zog wieder an ihr vorbei. Geschäftig liefen die starken Träger des Roten Kreuzes an die Wagen, hoben die Verletzten heraus, stützten dort vorsichtig, griffen hier unter die Arme und wiesen den Weg zu den bereitgehaltenen Erfrischungen.

Der Kaffee dampfte. Ein feiner Duft von frischer Backware stieg durch den Raum. Langsam und milde hoben die zumeist leicht Verwundeten, deren Arme oder Beine in Verbänden ruhten, auf den ihnen zugewiesenen Stühlen nieder. Emsig liefen die Schwestern hin und her. Keine Frage erübrigte wie sonst. Die hier saßen, hatten die Stempel der Mattigkeit so deutlich auf den abgezehrten Gesichtern, daß ihre Ruhe heilig sein mußte.

Nur einer schien das Bedürfnis zu haben, sich mitzuteilen. Er wandte sich an Hilde von Westernitz und erzählte ihr von der letzten Schlacht. Sie hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, ohne ihn jedoch mit einer Frage zu unterbrechen, weil sie fürchtete, daß die eine, die sie doch nicht tun wollte und durfte, ihr sonst vielleicht entschlüpfen wollte.

„Ja," sagte er wichtig, „das war bei Chalons, als es auch meinen Oberleutnant hatschte. Er ist schwerer, als wir verwundet, und liegt in Straßburg. Weiß Gott, wie er dahingekommen sein mag. Aber ich weiß es genau. Er war eine Seele von Mensch, Schwester. Gar nicht zu sagen. Und unkitig, wie ein Löwe. Das Bild, das er an der linken Brustseite trug, hat die Kugel noch abgehalten; und die andere, die oberhalb traf, hat ihm nicht so sehr viel."

„Ein Bild?" fragte Hilde von Westernitz ungläubig, nur, um nicht länger so teilnahmslos zuhören zu müssen. „Das kann wohl nicht sein —"

„Doch," widersprach er eifrig und nestelte etwas aus seinem Rock. „Ich hab's an mich genommen und einen Brief, der lose dabei lag. Sehen Sie —" Und er zeigte ihr ein zerfetztes Bild, das fest unkenntlich geworden, ihr doch gar wohl bekannt erschien. Mit einem ersticken Aufschrei riß sie es an sich.

Die obere Hälfte des Frauengesichts war durch die Kugel wiederum gemacht. Und dennoch wußte sie, wen es darstellte. Sie selbst! Und wußte nun auch das andere. Sie flüsterte eine ersticke, tonlose Frage: „Ihr Oberleutnant war ein Herr von Kühl, nicht wahr?"

Er nickte erstaunt. „Jawoll, Schwester, und der Brief, den ich hier habe, ist an Fräulein Hilde von Westernitz adressiert."

Er händigte ihn ihr sofort aus, als sie ihm ihre Ausweiskarte vorlegte.

„Mein Abschiedsgruß an Dich, Hilde! Ich liebe Dich über alles, und werde Dich weiter lieben bis zum Tode!"

Schwester Hilde konnte plötzlich weich und zärtlich mit den Verwundeten sein. Mehr als einmal richteten sich die Blicke der anderen Schwester auf sie. Ihre Pflicht hatte sie stets in hervorragendem Maße getan; aber diese quellende Zärtlichkeit war ihnen ganz neu an ihr.

Als der letzte gelabt war, das Geschirr gesäubert und der Wartesaal von neuem empfangbereit gemacht war, trat sie zu den anderen heran.

„Leben Sie alle wohl, ich werde auf einige Zeit verreisen müssen. Mein Urlaubsgesuch wird, wie ich bestimmt hoffe, bewilligt werden." Weiteres sagte sie nicht.

Aber auf ihrem Gesicht lag der Glanz einer heiligen starken Liebe und die Gewißheit, daß sie sich durch Not und Tod zu dem Geliebten nach Straßburg hindurchringen würde, um ihn gesund zu pflegen für Kaiser, Reich und — für sich.

Auf dem Schiff der Wunden.

Von Hans Gisbert.

(Nachdruck verboten.)

Am Heck des Moseldampfers, der wie ein Märchenschiff durch das stille, friedliche Flußtal mit seinen Rebenbergen und ruhigen Dörfchen gleitet, lehnt ein hoher Mann. Mitleidsvoll ruht sein Blick auf den Insassen des geschleppten Kahnes, den mehr oder minder schwer Verwundeten, die aus der tobenden Feldschlacht auf den Höhen des Warzgenwaldes von den sanften Wellen der Mosel sachte hinuntergetragen werden zum Rheinstrom, an dessen Ufern hundert hilfreiche Hände sie gesund zu pflegen hüten. Ein Abglanz des seligen Friedens in diesem poesieverklärten Tale liegt auf aller Antlitz; nur der Mann am Heck des Dampfers scheint den zauberischen Reiz der sonnbeglänzten Landschaft nicht zu empfinden. Düster blickt sein Auge; sein Antlitz ist bleich, und schmerzhaft zuckt es um den Mund, wenn er sich beim Schreiten mühsam auf zwei Säbel stützt.

Hans Caspar von Tamel hat eine innere Verletzung davongetragen, die durchaus nicht zu den ungefährlichen gehört. „Ruhe, Ruhe und wieder Ruhe," hat der Oberstabsarzt im Feld zu ihm gesagt, „äußerliche und innerliche Ruhe! Sonst kann ich für nichts einstehen."

Innere Ruhe, wer die Hanns Caspar wiedergeben könnte! Vor dem Feind, im Donnern der Geschütze, im Rattern der Maschinengewehre, im Sausen der Kugeln, im begeisternden Ansturm auf die feindliche Feste hat er Leid und Groll vergessen; da war er der Mann, den das Vaterland brauchte, kühn und entschlossen, tapferen Herzens und kalten Blutes. Hätte doch die Kugel seiner gescheut, daß er der heiligen Sache nützen könnte, bis zum letzten Hauch, oder hätte sie ihn hinweggerafft, daß es aus wäre mit dem Sehnen und Grollen und Verlangen? Ihm graut vor der Ruhe und Leere dieser langen Rekonvaleszententage.

Wie er die frischen Jungens um ihn, die bärtigen Männer um ihre Seelenruhe, ihre Heimkehrfreude beneidet! Sie alle wissen, wohin. Und wenn die Heimat zu fern ist, daß sie sich dort gesund pflegen lassen könnten, so erwarten sie Nachrichten von ihren Lieben, freuen sie sich, Grüße in die Heimat zu senden.

Heimat? Er hat keine Heimat mehr . . . Von den Seinen lebt keiner mehr, um ihn willkommen zu heißen; und die eine, die er geliebt hat, mehr als Vater und Mutter zusammen, die hat er in einer Stunde wahnsinnigen Zornes aus seinem Herzen gerissen . . . . Weil er sie zu sehr geliebt hat, weil er keinen Blick, keinen Gedanken, kein Wort einem anderen gönnen konnte, hat er sie gequält bis aufs Blut, bis zum Aeußersten. Er hat sie eitel, flüchtig, weiterwendisch, kokett genannt, und sie war nur jung. Ein halbes Kind hat er, der reife Mann, zu so viel glänzenden Frauenaugen vergebens zu locken gesucht hatten, sich auserkoren und hat doch vergessen, daß er dies Kind hätte leiten, hätte schützen müssen. Nur verlangt hatte er, verlangt und erzwungen. Bis der zärtliche Blick der blauen Augen sich getrübt, bis die rosigen Lippen in verhaltenem Weinen gezuckt, bis sie ihm den Ring, den sie mit tausend Freuden aus seiner Hand genommen, vor die Füße geschleudert hatte . . . .

Um so zerrissener ist Hans Caspars Seele, als er jetzt klar sieht, was er hätte sein müssen und was er war . . . Fast ist ihm, als ob der Schlachtendonner sein Blut geklärt hätte für seine Fehler . . . Nun, da es zu spät ist. Er hat Schulter an Schulter mit dem gekämpft, der ihm genannt worden ist, als Gatte seiner ehemaligen Verlobten. Es war ihm, als ob er ihn mit eigenem Leibe schützen müsse vor dem Feinde, um Anne-Maries Glück zu sichern. Und als die Kugel ihn doch getroffen, als er ihn hinausgetragen aus dem Schlachtgetümmel beim Kampf um die Fahne und ihn in halber Bewußtlosigkeit in die Arme der barmherzigen Schwester gelegt hatte, da war ihm gewesen, als müsse er warten bis sich die umflorten Augen wieder öffneten, um die eine Frage an ihn zu richten, die auf dem Grunde seiner Seele brannte.

Aber das Vaterland, die Ehre, die Pflicht hatten gerufen, und er hatte seinen Mann gestellt, bis der Stich in der Brust ihm die Kraft nahm.

Und schließlich — war's nicht einerlei, ob Gerd Volkerson oder ein anderer Anne-Maries Herz gewonnen hatte? Er existierte doch nicht mehr für sie. Von ihm hatte sie sich abgewendet in Haß und Groll — für immer.

Allmählich geht der wunderbare Herbsttag zur Neige und übergießt das gesegnete Land noch einmal mit seinem ganzen Zauber, das auch Hans Caspars Sinne sich dem Reiz dieser Stunde nicht ganz entziehen können. Ein unwirklich rosenfarbenes Licht verklärt den schimmernden Flußlauf und an seiner Mündung die aufragenden Türme der Rhein- und Moselstadt, die altersgraue Römerbrücke, und, da das Schiff nun zum Rhein einbiegt, das gewaltige aus den Fluten der vereinten Flüsse aufsteigende Denkmal des ersten deutschen Kaisers mit der Inschrift: Wimmer wird das Reich zerstört, wenn ihr einig seid und treu!, verklärt die alles überragende Feste Ehrenbreitstein und das in seiner Hut geschmiegte Städtchen, die zierlichen Brücken über dem Rücken des Flusses, die Berge und Burgen, die Schlösser und Villen.

Wie eine Fahrt aus Tausend und Einer Nacht dünkt manchem der trotz der Verwundung begeisterten Insassen dieses sanfte Hingleiten auf dem Rücken des Rheins, das breitschöne Flußtal, den deutsche Heldentat seinem Volke wieder geschenkt hat. Auch Hans Caspars Antlitz erhellt sich; Mut und Vaterlandsliebe tragen den Sieg davon über die bitteren, die wehmütigen Gefühle seines Herzens. Seine Wunde wird heilen und er wird wieder seinen Mann stellen, er wird seine Kraft dahingeben bis zum letzten Blutstropfen. Und auch die lange Zeit, die vor ihm liegt, wird er großen Zielen weihen. Er wird für die heilige Sache eintreten in Wort und Schrift und die Lügenberichte der Gegner entkräften. In aufsteigender Rührung stimmt er in das Lied ein, das die Insassen des Verwundetenschiffes begeistert in das weite gesegnete Rheinland erschallen lassen: Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein . . . .

Das Leben ist lebenswert, wenn auch nicht alle Blütenträume reifen. Hans Caspar fühlt es im tiefsten Innern. Und mit dieser Erkenntnis verbindet sich der Wunsch, die in ihm schlummernde Kraft in Taten umzusetzen. Wenn er auch ein einsamer Mensch bleiben wird, so doch ein Mensch, der das Vaterland, der die Menschheit in Liebe umfängt.

In Gedanken verloren, folgt sein Blick dem Flußlauf an burggekrönten Felsen und rebentragenden Bergen vorbei, bis das rosig umglühte Schifflein sich dem Endziel nähert, dem in ein liebliches Tal gebetteten Badestädtchen, das seine Hallen und Säle unter die Fahne des Roten Kreuzes gestellt hat. Am Ufer ein lebhaftes Treiben; Sanitätskolonnen, Pfadfinder, Rote Kreuzschwestern.

Am Schiffsrand drängt es sich von Leichtverwundeten, die kein Ende finden mit Grüßen und Winken. Es ist ein fröhliches Bild vom Ufer aus gesehen; aber der Kahn birgt auch des Schweren und Leidvollen viel. Die Sanitätsfoldaten bringen Bahren mit Schwerverwundeten aus der Kajüte. Manch bleiches, eingefallenes, manch fiebergerötetes Gesicht sieht man da; manches von Schmerzen verzogene Antlitz: aber keine Klage wird laut; heldenhaft wie sie gestritten und gesiegt, wissen die Söhne des Vaterlandes zu leiden und — wenn es gilt — zu sterben.

Ergriffen humpelt Hans Caspar zu dem letzten der Leidenden, dessen Wunde sich noch immer geöffnet hat und der wohl trotz schneller Hilfe, die Verblutung nicht überleben wird. Ein fahles, von den Fittichen des Todes schon umschattetes Gesicht, bessen blasser Mund selbst sein geschlossen ist, ein fremdes Antlitz mit geschlossenen Augen, das aber doch Hans Caspar bekannt schien.

Langsam hoben sich die langwimprigen Lider und zwei wohlbekannte braune Augen schauen ihn an. „Um Gott, Kamerad, ist's möglich?" Wie ein Schreckensdruf klingt es! Aber die blassen Lippen des anderen lächeln dazu. „Ja, Freund, bei dem Kampf um die feindliche Fahne; aber sie blieb in meiner Hand — trotz der Uebermacht . . . Das war ein Gefühl . . . . Ich tauschte mit keinem Sterblichen . . . ."

Ermattet schweigt er, um nach einer Weile fortzufahren. „Das gab meinen Leuten neuen Mut. Mit Hurra ging's auf den Feind und die feigen Schufte rissen trotz ihrer sicheren Stellungen aus. Wir haben gesiegt, Kamerad; der Oberst sagte, dank meiner Initiative und versprach mir das Eiserne Kreuz. Sie werden's mir auf Grab legen müssen . . . ."

Hans Caspar versucht tapfer den aufsteigenden Tränen zu wehren. „Unsinn, Volkerson! Die Schwäche macht solch schwarze Gedanken, ich kenne das . . . ."

Schwach wehrt der Kranke ab: „Ich fühle, wie es um mich steht, und es ist gut so . . . Ich habe eine Bitte auf dem Herzen; einem Sterbenden werden Sie sie nicht abschlagen, Sie gewiß nicht: Sorgen Sie für meine Kleinel . . . Was liegt in diesem heiligen Kampf an einem Menschenleben? Freudig gebe ich dahin, da ich mein Teil zu dem großen Ganzen habe beitragen können;" aber müssam richtet er sich auf, „das Sterben würde mir leichter, wenn ich wüßte, daß mein Lütting nicht ganz allein stände, daß jemand seinen Weg verfolgen, es führen und leiten würde . . . Mein liebes kleines Mädchen . . . . Die Mutter hat es so früh verlieren müssen, nun auch den Vater . . . . Mein Engel hat Sie in dieser Stunde zu mir geführt; wenn Sie mir versprechen, über meiner kleinen Liselotte zu wachen, wird mir das Scheiden leicht werden; sie hat niemanden sonst auf der weiten Welt . . . ."

Hans Caspar läßt sich neben dem Lager des Erschöpften nieder. „Mein Wort darauf, Kamerad, mein heiliges Ehrenwort! Sie werden und müssen genesen, und dann soll Ihr kleines Mädchen zwei Väter haben!" Wie der Leidende sanft das abgezehrte Haupt schüttelt: „Und sollt es in den Sternen anders geschrieben sein, so will ich Ihr Kleines hegen und pflegen, als sei es mein eigenes Kind!"

„Dank, Kamerad, heißen Dank!"

Hans Caspar hat die dargereichte Hand erfaßt und drückt sie innig. „Nicht Sie haben zu danken, Volkerson, ich. Sie geben mir mehr als ich Ihnen."

Ein mattes Lächeln verklärt die bleichen Züge; die tiefen braunen Augen leuchten in überirdischem Glanze. „Nun kann ich ruhig heimgehen . . ."

Die Sonne sinkt tiefrot hinter den bewaldeten Höhen der Rheinberge und läßt die Landschaft dunkel, fast schwarz, wie auf Goldgrund eingelegt, erscheinen. Der Sterbende hält noch immer die Hand des Kameraden in heiligem Schwure, als wolle er sie nicht loslassen; die Lider haben sich wieder geschlossen.

In ehrfurchtsvoller Entfernung stehen die Sanitäter, voller Besorgnis das fahle Antlitz betrachtend, dessen Züge sich mehr und mehr verändern.

Da öffnen sich die braunen Augen wieder; die schwache Gestalt richtet sich ein wenig auf. „Die Fahne, Kamerad! Ich darf nicht ohne die Fahne kommen!"

Und sinkt kraftlos auf die Bahre zurück. Ein seliges Lächeln liegt um den bleichen Mund auf dem friedlichen Totenantlitz.

Aus der Welt der Frau.

Einer Mutter Liebe begräbt man nie, über Tod und Grab hinaus noch reichet sie.
Georg Frhr. v. Dyherrn.

Die ganze Welt mit ihren reichen Schätzen, die Mutterliebe kann sie nie ersetzen.
Karl Gerok.

Die Frau als Vertreterin ihres im Kriege weilenden Mannes.

Von Dr. Hans Liebe, Leipzig.

Die Notlage der Frauenwelt ob ihrer vom Rechte so hart beschnittenen Erlaubnis zu selbständigen Abschlüssen in geschäftlichen Angelegenheiten kann kaum greller beleuchtet werden als durch den gegenwärtigen Krieg, der ungezählt Tausende von Ehegatten aus der Arbeit heraus ihrem Beruf jäh entrissen und zu den Fahnen gerufen hat. Was hatte da alles dringlichster Erledigung und wie betrauert die Gattin, daß ihr inmitten des vielen sonstigen Jammers die Hände, Geschäfte anlangend, gar so gebunden sind, gerade ihr, die doch Bescheid weiß, wie kein Zweiter.

Aber es gibt Mittel und Wege zur Linderung wenigstens dieser Not. Hatte der Mann in dem Wirrwarr, den seine sofortige Einberufung mit sich brachte, noch Ruhe, Besonnenheit und Zeit genug, der Frau eine Generalvollmacht auszustellen und diese Erklärung vielleicht auch gar noch notariell oder gerichtlich beglaubigen zu lassen, nun, dann ist alles gut und beiden ist geholfen. Die Frau kann dann, soweit Kräfte und Talent ihr das das gestatten, ebenso frei schalten und walten, als der Mann, den sie Zeit seines Ausbleibens vertritt. Jegliches Rechtsgeschäft kann sie jetzt unbehindert abschließen. Dabei ist die notarielle Beglaubigung der Vollmacht bloß ein Bestätigungsmittel

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191410182/fragment/page=0002